

wachs in der Zähl-Sparte „plötzlicher Tod aus unbekannter Ursache“ verzeichnet. Gleichzeitig gingen die Selbstmordfälle um rund 50 Prozent zurück.

Zumindest ein Teil der Selbstmörder, so folgern mittlerweile auch andere Suizidforscher, darunter der Würzburger Psychologe Schmidtke, in einer noch unveröffentlichten Studie, dürfte laufend in der Rubrik der ungeklärten Todesfälle verschwinden. Auch die Experten des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden mögen diesen Verdacht nicht ganz von der Hand weisen, zumal es derzeit aus Kostengründen nur in etwa jedem zehnten unklaren Todesfall zur Obduktion kommt.

Die Erklärung für die statistische Fehlerquelle ist ebenso simpel wie einleuchtend. In den Großstädten sowie in den Ballungsgebieten stellt bei plötzlichen Todesfällen immer häufiger der herbeigerufene Notarzt den Totenschein aus. Der sieht, anders als der Hausarzt auf dem Lande, den plötzlich Verstorbenen zum erstenmal und erkennt, auch um sich juristisch den Rücken freizuhalten, nur die „unklare Todesursache“.

In Berlin etwa explodierten die Zahlen in dieser Todesrubrik genau zeitgleich mit der Einrichtung des Notarztsystems. „Über den inneren Zusammenhang“ dieser beiden Phänomene, so der Notfall-Beauftragte der Berliner Ärztekammer, Frank Martens, gebe es „keinen Zweifel“.

Die Selbstmordstatistiken sind dementsprechend nur noch bedingt aussagekräftig. So lag in West-Berlin, wie Selbstmord-Expertin Wiegand vermutet, im Jahre 1987, anders als es aus den geschönten Statistiken hervorgeht, die tatsächliche Zahl der Suizide um mehr als das Zweieinhalbfache über dem Bundesdurchschnitt.

Bis zum Jahr 2000 werden in der Bundesrepublik nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation die Selbstmordzahlen und -raten erneut ansteigen. Gemessen am Stand von 1975 rechnen die Gesundheitsexperten bei den Männern mit einer Steigerung um 7,8, und bei den Frauen um 1,9 Prozent.

Auf solche Eventualitäten ist Suizid-Deuter Schoeck schon vorbereitet. Den wichtigsten Anstoß für die Entwicklung der Selbstmordzahlen in der Bundesrepublik erwartet der Mainzer von den kommenden Bundestagswahlen: Wenn, wie er fürchtet, eine rot-grüne Koalition das Ruder übernimmt und nach dem Vorbild ihrer sozialliberalen Vorläufer erneut für „gesellschaftspolitische Schizophrenie“ und „hektischen Reformismus“ sorgt, dann wird – orakelt der Professor – die Zahl der Selbstmorde „sehr rasch“ steigen.

Film

Endstation Oper

„Letzte Ausfahrt Brooklyn“.
Spielfilm von Uli Edel.
Bundesrepublik 1989. Farbe;
110 Minuten.

Ein Literat im Film: Wenn Hubert Selby, der von vielen Fans längst totgeglaubte Romanautor, auf der Leinwand erscheint, dann kommt er weder als zorniger Rachegott noch als zerschlossener Penner-Zombie. Zu sehen ist der Mann in der Rolle eines biederen Autofahrers, dem mitten in der Nacht

Babylon liegt in Brooklyn. Eichinger und sein erprobter Regie-Vollstrecker Uli Edel („Christiane F.“) haben sich einen Jungentraum erfüllt, als sie den Lieblingsschmökler ihrer Filmstudentenjahre an Originalschauplätzen verfilmten. Einst, in den späten Sechzigern, galt die Schwärmerei der beiden deutschen Twens jenem mythischen Lasterpfuhl, den Hubert Selby in seinem 1964 erschienenen, bald skandalumruchten Erstlingswerk beschrieb:

„Last Exit To Brooklyn“ war ein Wunder an harter, niederschmetternd umstandsloser Prosa, ein Bericht aus der schmutzigen Welt der billigen Nutten, der grellgeschminkten Transvestiten und des brutalen Faustrechts. Ein Roman mit Echtheitszertifikat: Selby hatte, so versichert er bis heute, das meiste selbst erlebt.



Jennifer Jason Leigh in „Letzte Ausfahrt Brooklyn“: Madonna im Rinnstein

ein wildfremder Mensch vor die Kühlerhaube gelaufen ist. Und so tut Hubert Selby etwas, was nicht nur der Situation, sondern auch dem ganzen Film angemessen ist: Er bekreuzigt sich.

Denn „Letzte Ausfahrt Brooklyn“, für viel Geld produziert vom Münchner Bernd Eichinger, ist eine Art Himmelfahrtskommando. Versucht wird die Heiligsprechung eines Romans (und seines Autors), die sakrale Verklärung einer wilden, vergangenen Zeit. So kann der Besucher diesem Film eigentlich nur auf zweierlei Weise begegnen: Er darf entweder ehrfurchtsvoll erstarren vor der biblischen Gewalt des Werks oder er muß den Herrn preisen, daß alles nicht noch schlimmer gekommen ist.

Im Kino dagegen sehen wir nun einen Kostümfilm aus der Gattung Leder und Schlagring. Weihrauchgleich steigt Dampf durch Kanalgitter, verschwitzt und ölig perlt es auf grimmig verzerrten Gesichtern, blaustichtig schimmert die amerikanische Nacht. Hier gilt ein Leben nichts, und die Liebe kostet nur einen Drink. Die Gefahr aber lauert immer und überall: Wenn die Rinnstein-Monroe Tralala (Jennifer Jason Leigh) einen Kunden ins Freie schleppt, warten dort schon ihre Jungs, um dem Fremden eins überzuziehen.

Der Film beginnt mit blankem Terror. Ein Soldat wird übel zusammengeschlagen, in den Augen der Täter und Zeugen mischen sich Schrecken und Lust. Bald



Filmproduzent Eichinger: Märchen-Onkel aus München

aber verliert sich die Atmosphäre der Angst in süßlichem Opernkitsch, aus der blutrünstigen Gossenballade wird eine kandierte „West Side Story“. Mark Knopflers Musik schmachtet immerzu tranig zu genießerischen Totalen, Stefan Czapkys Kamera liebkost die vorgeblich lebensechte Kulisse wie eine pittoreske Touristenattraktion. Wir müssen uns Babylon als einen höllisch heimeligen Ort vorstellen.

Natürlich ist „Letzte Ausfahrt Brooklyn“ ein gewaltiger Film, doch zugleich ist er eine Vergewaltigung. Weniger, weil er etwa der Romanvorlage nicht gerecht würde; weil er den zersplitterten, gründlich zu Klumpen gehauenen Müll-Kosmos Selbys zusammensetzt zu vier parallelen, artig erzählten Geschichten – das ist das Recht und die Pflicht eines Drehbuchschreibers. Nein, beklagenswert ist vor allem, daß Edel und Eichinger ihr Traum-Brooklyn mit lauter verwegenen Typen bevölkern statt mit lebendigen Menschen. Gut, auch Selbys Helden sind Gefühlskrüppel, die der tägliche Überlebenskampf zu Ungeheuern gemacht hat – bloß besitzen sie im hintersten Winkel ihres Inneren noch einen Rest von Sehnsucht nach einer besseren Welt.

Die transatlantische Verfilmung hingegen gleicht einem Monstrositäten-Kabinett. Tralala ist die heilige Hure als Comic-strip-Madonna. Kaum liegt sie, Opfer einer Massenvergewaltigung, ächzend in den Federn eines Autositzes, zielt eine himmlische Stimme den Liebesbrief ihres naiven Soldatenfreundes. Überhaupt wirkt das Frauenbild der Kino-Produktion weit verschrobener als Selbys kühl registrierender Blick.

Noch peinlicher ist, wie die Europäer versuchen, den Amerikanern deren eigene Geschichte näherzubringen. Streikende Arbeiter und knüppelnde Polizisten

zeigen Eichinger und Edel als opulentes Klassenkampf-Ballett, der gewerkschaftliche Asphalt-Christus Harry kniet sehr plötzlich alleingelassen in der feuchten, kalten Nacht. Als seine schwerste Stunde geschlagen hat, wankt der von allerlei sexuellen Verwirrungen heimgesuchte Märtyrer auf die Brooklyn Bridge, hier spielt sein O-Gott-warum-hast-du-mich-verlassen.

Nur einen Steinwurf entfernt, am anderen Ende der Brücke, hat Sergio Leone einst jenen Film gedreht, dessen Titel auch das Werk der beiden deutschen Märchenonkel treffend charakterisiert: Es war einmal in Amerika.

Wolfgang Höbel

Krebs

Hilfe vom Wurmkiller

US-Ärzte entdeckten ein Mittel gegen Darmkrebs – es enthält einen Wirkstoff aus der Tiermedizin.

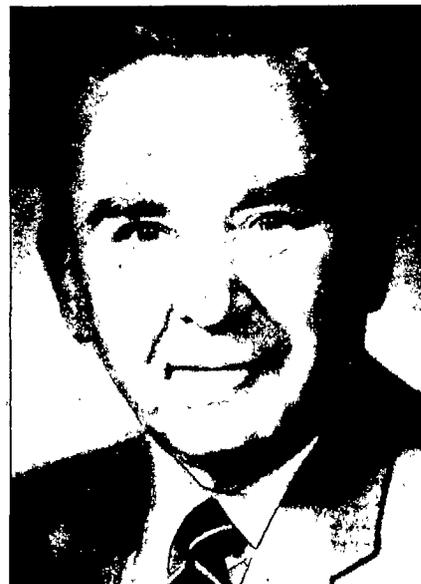
Drei Stunden dauerte die Operation, bei der die Ärzte im Juli 1985 dem damaligen US-Präsidenten die Hälfte seines Dickdarms entfernten. Ein Krebstumor, fünf Zentimeter breit, hatte sich dort eingenistet. „Ich bin ja so froh, daß alles raus ist“, flüsterte Ronald Reagan optimistisch, als er aus der Narkose erwachte. Auf der Intensivstation, wo er noch umnebelt von Betäubungsgasen wieder zu sich kam, bot Reagan das gewohnte Bild einer unverwüstlichen Frohnatur. Dabei standen seine Chancen auf Heilung nach dem Eingriff nicht viel besser als fifty-fifty.

Mehr als 100 000 US-Bürger erkranken alljährlich an Dickdarmkrebs; nur etwa 50 Prozent davon überleben die nächsten fünf Jahre. Weder Vorsorgemaßnahmen noch immer weiter perfektionierte Operationstechniken haben diese chronisch triste Bilanz bislang verbessern können.

Nun aber haben US-Mediziner erstmals ein Medikament entdeckt, mit dem sich bei operierten Darmkrebspatienten ein Rückfall zumindest hinausschieben läßt. Das Präparat, dem die amerikanische Arzneimittelbehörde FDA noch keine Marktzulassung erteilt hat, besteht aus einer Kombination von zwei grundverschiedenen Chemikalien – dem Parasiten-Killer Levamisol, der in der Veterinärmedizin zur Wurmbehandlung von Nutztieren dient, und dem Zytostatikum Fluorouracil, das seit 30 Jahren in der Krebstherapie als Tumor-Wachstumsbremse verwendet wird.

Seit 1981 haben die Mediziner das Kombinationspräparat an insgesamt 1700-Patienten erprobt, die vor der Operation allesamt an Darmkrebs in schon fortgeschrittenem Stadium gelitten hatten. In dem US-Fachblatt *Clinical Oncology* machten die Forscher jetzt das Ergebnis der neuartigen Chemotherapie publik: Von den Probanden überlebten 49 Prozent die Fünfjahresfrist; in einer unbehandelten Kontrollgruppe waren nur 37 Prozent der Darmkrebskranken mit dem Leben davongekommen.

Zu dem riskanten Experiment, das in aller Stille vonstatten ging, hatten sich die Krebsexperten gleichsam mit dem Mut der Verzweiflung entschlossen – „aus Mangel an irgendeinem anderen Heilmittel“, wie Onkologe Charles G. Moertel von der Mayo-Klinik in Rochester (Minnesota) letzte Woche erklärte:



Krebsforscher Moertel
Mut der Verzweiflung